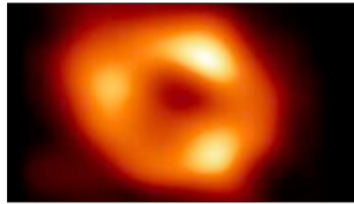


MAGAZIN & REISE



Das Loch in der Mitte

Im Zentrum der Milchstraße gibt es ein Schwarzes Loch. Nach jahrelanger Arbeit gibt es nun ein erstes Bild davon. *Seite V*



Der Herr der Füchse

Rolf Kauka wurde mit „Fix und Foxi“ & Co zum deutschen Walt Disney. Er hatte aber auch eine braune, dunkle Seite. *Seite VI*



Blitz! Blitz! Blitz!

Die Leuchttürme in der Bretagne sind für Touristen magische Orte – für die Wärter waren sie oft sturmumtoste Höllen. *Seite VII*



Hier trinken sie noch einen Tee zusammen – später tun sich Gräben zwischen ihnen auf: Ira (links) und Alyona, die nach ihrer Flucht aus der Ukraine derzeit in Reutlingen leben.

Ein Land, zwei Welten

Ira und Alyona fliehen im selben Bus aus der Ukraine. Eine Freundschaft beginnt – bis die Frauen merken, wie unterschiedlich sie ihre Heimat sehen / Von Marina Klimchuk

Seine Stimme am Handy, endlich. Sie knarzt durch den Lautsprecher. „Mischa, alles gut? Bei euch hat es gerade geknallt.“ Dann Erleichterung. Ira kann wieder atmen. Legt auf und nippt an ihrem alkoholfreien Aperol Spritz, lacht, posiert für ein Selfie. Die Samstagshitze läutet in den Reutlinger Cafés den Sommer ein. Als wäre die Welt des Paares noch in Ordnung. Als wäre er nicht seit drei Wochen an der Ostfront und schürte nicht jede Minute, in der sie ihn nicht erreicht, ihre Panik um sein Leben. Mischa, ein ukrainischer Soldat, die Hoffnung vieler.

Zum letzten Mal gesehen haben sie sich am 12. März. An diesem Tag überquert Ira, 40 Jahre, in ihrem stahlgrauen Daunenmantel die Grenze zwischen ihrer Heimatstadt Uschgorod am süd-westlichen Zipfel der Ukraine und der Ostslowakei. Zusammen mit zehn anderen warten sie und ihre zwei Söhne hier auf einen Kleinbus mit deutschem Kennzeichen, der sie nach Reutlingen in Baden-Württemberg bringen soll.

Beim Abschied küsst Mischa Ira und die Jungs. Als er sich entfernt, beobachtet sie von hinten, wie er sich mit dem Jackenärmel über das Gesicht fährt. Neben Ira steht Alyona (47). Sie wird Zeugin von Michas Tränen. „Alyona hat es gesehen“, sagt Ira am nächsten Tag zu den anderen Frauen im Kleinbus in Erinnerung an diesen traurigen Moment.

Zwischen West und Ost, zwischen Uschgorod und der Stadt Schtschastja im Donbass, wo Alyona zuhause ist, liegen knapp 1500 Kilometer. „Schtschastja“ bedeutet auf Deutsch „Glück“. Seit 2014, seit der Annexion der Krim und dem Krieg in der Ostukraine, hört Alyona dort das gedämpfte Heulen der Sirenen, die Wucht der Explosionen, wenn „beide Seiten Zärtlichkeiten austauschten“, wie sie sagt. Acht Jahre ging das so. Wurde das Dröhnen unerträglich, rollte sie die Yogamatte zum Üben aus.

Ira und Alyona lieben beide ihr Land. Aber für jede von ihnen bedeutet diese Liebe Unterschiedliches. In der Ukraine tobt Krieg. Einer, bei dem Menschen in Kellern sitzen und sterben. Aber auch ein Kulturkrieg, ein „Kampf um die Erinnerung und um die Zukunft der Vergangenheit“, wie es Journalist Michael Martens in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* ausdrückte. Das Politische wird, wie so oft, zum Persönlichen.

Zwei Monate liegen zwischen der Fahrt im Kleinbus und dem Maitag, an dem Ira in Reutlingen um ihren Mischa bangt. Was an der Grenze zwischen den beiden Frauen wie der Spross einer guten Freundschaft begann, erstickte bald darauf fast noch im Keim. In den ersten Wochen in Deutschland verstanden sich Ira und Alyona gut, gingen zusammen SIM-Karten im Handyladen holen und im Discounter einkaufen. Fluchtbanalitäten. Heute sprechen sie

nicht mehr miteinander. Alyona sagt, man sehe sich eben nicht mehr, jede habe ihren Alltag. Dabei laufen sie sich gelegentlich in Reutlingen über den Weg. Einen offenen Konflikt gab es nie. Doch Ira möchte einfach nicht mehr: „Alyona hat mir an der Grenze sehr geholfen, aber jetzt sagt sie unschöne Dinge über die Ukraine. Unsere Männer kämpfen an der



Front – und die Frauen kommen hierher und reden unser Land schlecht.“

Mit Beginn des russischen Angriffskrieges wurde die Ukraine über Nacht ukrainischer, vereinte ein Volk, in dem Menschen wie Ira und Alyona in unterschiedlichen Regionen des Landes mit grundverschiedenen Ideen von Geschichte und Gegenwart

aufwuchsen. Doch in Teilen der Bevölkerung herrscht weiterhin ein Ringen darum, wie genau ukrainische Identität aussehen sollte. In den vergangenen Jahrzehnten prägten zwei Narrative die ukrainische Erinnerungskultur: ein sowjetnostalgisches und ein ukrainisch-patriotisches. Nach 2014 gewann das patriotische Narrativ eine breite Unterstützung in der Gesellschaft: Der Krieg gegen die prorussischen Separatisten im Osten des Landes und die Krim-Annexion hatten das Land schwer gezeichnet.

Ira beschloss zu fliehen, als ihr sechsjähriger Sohn nach dem ersten Fliegeralarm eine Stunde lang nicht aufhörte zu zittern. Die Sirenen rissen sie aus dem Schlaf, der Junge wurde immer nervöser. Lange zweifelte sie daran, ob sie richtig gehandelt hat. Ende März bekommt sie die Bestätigung: Russische Raketen schlagen in einem Wohngebiet in Lwiw ein. Lwiw liegt 250 Kilometer von ihrem Zuhause entfernt, das bisher verschont wurde.

Wenige Stunden, nachdem Ira die Nachricht über den Beschuss von Lwiw bekommt, sitzt sie auf einem blauen Sofa in der Reportageschule Reutlingen und bereitet sich auf einen Zoom-Call mit deutschen Journalisten vor. Noch wenige Minuten vor dem Gespräch fließt ihr die dick aufgetragene schwarze Mascara die Wangen hinab. Schon zwei Mal hat sie sich abschnurieren und alles neu auftragen müssen. *Fortsetzung nächste Seite*



Eine Bewohnerin und ein Bewohner der ostukrainischen Stadt Schtschasstja, Alyonas Heimatort, essen vor einem zerstörten Gebäude.

► ► ► Sie beißt in eine Praline in Blütenform, isst noch eine und noch eine, nimmt einen Schluck Tee. Fängt sich. „Die Kinder sind in Sicherheit.“ Kurze Zeit später wird sie professionell auftreten und ihre Fluchtgeschichte erzählen. Die Journalisten werden ihr sagen, was für eine starke Frau sie ist.

Lieber wäre Ira bei ihrem Mann Mischa geblieben, aber sie wollte ihre Kinder vor dem Trauma des Krieges beschützen. Jetzt postet sie in sozialen Medien stolz Fotos von ihm in Soldatenuniform. In Uschgorod liebte sie ihre Freunde, ihr Leben, ihren Job als Fernsehmoderatorin. In Deutschland richtet sie sich allmählich ein, spielt mit dem Gedanken, langfristig hierzubleiben. Seit Kurzem arbeitet sie in einer deutschen Schule als Lehrerin für geflüchtete ukrainische Kinder.

Die Muttersprache ist Russisch, das Herz und der Pass sind ukrainisch

Iras Muttersprache ist Ukrainisch. Russisch spricht sie ungern. Sie sagt, Jahrhunderte lang sei die ukrainische Sprache unterdrückt worden, schon seit Zar Peter I. und Katharina der Großen, dann in der Sowjetunion. „Es reicht.“ Ihre Stimme bebte leise, aus ihr sprechen der Schmerz, die Wut, der Trotz über die historische Ungerechtigkeit, die ihrem Volk widerfahren ist. Historisch gilt die Westukraine als Wiege der ukrainischen Unabhängigkeitsbewegung. Dort sind Sichtweisen wie die von Ira üblich. Russisch zu sprechen ist im Westen schon seit den 90er Jahren nicht mehr cool. Ihren älteren Sohn schimpft sie, wenn sie ihn mit seinen Freunden Russisch sprechen hört. Es ist paradox: Mit dem Krieg sehen viele Ukrainerinnen und Ukrainer Russisch als Feindsprache und wollen nur noch Ukrainisch sprechen, ihr sowjetisches Erbe wie eine lästige Fliege endgültig abschütteln. Dabei ist Russisch auch die Muttersprache von Millionen Menschen im eigenen Land.

In deutschen Supermärkten fotografiert Ira „Kalinka Kefir“ und russische Pirogi und fragt mit dem Hashtag #Nimechchyna (Ukrainisch für „Deutsch-

land“), ob so die Sanktionen gegen Russland aussähen? Alyona fragt: „Wozu?“ Sie hält Iras Supermarktkreuzzüge für Zeitverschwendung. Schlendert durch die Reutlinger Lehranstalt für Gartenbau und staunt über die Schönheit der Obstbäume, die Kirschbäume blühen rosa. „Chudestno“ – wundervoll, sagt sie – auf Russisch. Ihre Identität ist ein russisch-ukrainischer Mischmasch: das Geburtsland ist Russland, die Muttersprache ist Russisch, der Pass und das Herz sind ukrainisch.

Alyona ist eine zierliche kleine Frau, sie ist Psychologin. Sie spricht ruhig und sachte, als würden die Buchstaben seufzen, bevor sie sich zu Worten zusammenfügen. Von der schönen neuen Welt in Deutschland kann sie zuhause niemandem erzählen. Schämt sich dafür, wie gut es ihr hier geht. Sie hat in der Stuttgarter Staatsgalerie schon Bilder von Monet gesehen, lauschte der Philharmonie beim Tango-Konzert.

Bis zum Kriegsausbruch trennte nur der Fluss Siwerskyj Donez das Zuhause von Alyona vom russisch kontrollierten Separatistengebiet der Volksrepublik Luhansk auf dem Gebiet der Ostukraine. Heute ist auch Schtschasstja unter russischer Kontrolle. „Sie haben Schtschasstja als Erstes ‚befreit‘“, sagt Alyona. „Von unserer Freiheit, unserer Existenz, von allem, was uns lieb war.“ Dortzubleiben und sich nicht mehr zu ihrer ukrainischen Identität bekennen zu dürfen, käme für Alyona dem Tod gleich. In Gebieten, die von der russischen Armee schon besetzt wurden, geht man mit politischen Menschen hart ins Gericht. Alyona geht davon aus, dass sie verhört und gefoltert werden. Sie wäre in Gefahr gewesen.

Teile ihrer Verwandtschaft leben in Russland, ihre 23-jährige Tochter mit dem Schwiegersohn und der kleinen Enkelin in den Separatistengebieten der Region um Luhansk. Sie haben Angst, dass die Russen den Schwiegersohn zum Militär einziehen könnten. Wenn sie mit der Tochter über Video spricht, sagt die nur: „Mama, ich habe dich lieb. Lass uns nicht darüber reden, alles in Ordnung.“ Die junge Frau hat

Angst, von den Russen abgehört zu werden. Alyona schmatzt, imitiert die Geräusche der Küsse, die sich Mutter und Tochter virtuell zusenden.

Früher, als sie noch regelmäßig nach Russland fuhr, nannte man sie dort abfällig „Banderka“ – nach dem ukrainischen Nationalhelden Stepan Bandera, weil sie in der Ukraine lebte. Dabei wuchs Alyona im Donbass mit dem sowjetischen Narrativ über Bandera auf, der von den Russen als Verräter, Massenmör-



der und Faschist bezeichnet wird. Erst später begann sie, die geschichtlichen Zusammenhänge in ihrer Komplexität zu verstehen. Auch heute noch bezeichnet sie den Zweiten Weltkrieg als „Großen Vaterländischen Krieg“ – ein Begriff, der aus den ukrainischen Schulbüchern längst verbannt wurde, um sich so radikal wie möglich von Russland abzugrenzen.

In Iras Heimat wiederum, der Westukraine, wurden für Stepan Bandera in den vergangenen drei Jahrzehnten Denkmäler und Museen errichtet. Bandera war in den 1930er bis 1950er Jahren der führende Kopf der ukrainischen nationalistischen Bewegung gewesen. Schon zu Lebzeiten wurde er zum Symbol für den Kampf gegen die Sowjetmacht. Als junger Mann organisierte er Terroranschläge. Und er war mit seiner ukrainischen Aufstandarmee (UPA) auch am Holocaust und an Massakern gegen die polnische Zivilbevölkerung beteiligt.

Ira und Alyona wuchsen mit unterschiedlichen Ideen davon auf, was es bedeutet, Ukrainerin zu sein. Diese Prägung begleitet sie auch auf der Flucht. Mit Kriegsbeginn änderte sich alles: Die Notsituation vereinte das Volk, die gegenseitige Solidarität stand über allem. Wer sich politisch wo verortet, spielte keine Rolle. Man war froh, in Sicherheit zu sein. Doch der Krieg zieht sich in die Länge und alte Muster kehren schleichend zurück. Beide Frauen spüren den Schmerz des Krieges, die Angst um ihre Männer und ihre Familien, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Doch sie können ihren Schmerz nicht miteinander teilen. Zu tief verlaufen die Risse, die das ukrainische Volk trennen.

In den ersten Tagen des Krieges harnte Alyona im Keller aus, schlief in ihrer Kleidung. Als die Nachbarn berichten, wie im Nachbardorf die Panzer fahren und schon die russische Flagge gehisst wird, weiß sie, ihr bleiben wenige Stunden. Sie verteilt das Trockenfutter für die Katze auf dem Boden in der Wohnung, bittet die Nachbarin, Mutter und Schwester Bescheid zu sagen. Packt das Nötigste ein und springt ins Auto des Nachbarn. Sie fahren zu einer Freundin in die Zentralukraine.

Alyona spielt das Video ab, das sie während der Fahrt aufnahmen: Die Straße aufgeschürt von Geschossen. Auf der rechten Seite gehen die Wohnhäuser in Flammen auf. Feuerrot vor grauem Himmel. Am Straßenrand liegen Leichen wie hingeworfene Kadaver. Alyona versucht, nicht hinzuschauen. Ihr Haus, 40 Meter weiter, steht noch. Aber Schtschasstja, so wie sie es liebte, ihr Lädchen, in dem sie Nähutensilien verkaufte, gibt es nicht mehr. Ihr Leben teilt sich jetzt in zwei: das vor, das nach der Flucht.

So erzählt sie die Geschichte in ihren ersten Wochen in Deutschland. Erst zwei Monate später gesteht sie, dass es sich bei dem „Nachbarn“ um Ljoshka, ihre Jugendliebe, handelt. Nach fast 25 Jahren fanden sie vor einem Jahr wieder zueinander. Wenige Tage nach der Flucht aus Schtschasstja meldete Ljoshka sich als Freiwilliger an die Front. „Ich wusste, wenn er nicht geht, wird ihn das innerlich vernichten.“ Sie versuchte nicht, ihn zurückzuhalten. Handy-Empfang hat er dort fast nie, aber gelegentlich gelingt es ihm irgendwie, sie anzurufen.

In ihrem ersten Monat in Deutschland kann Alyona nicht einmal weinen. Dann macht etwas in ihr „plopp“ und die Tränen hören nicht mehr auf zu fließen. Überwältigt von der Angst um Ljoshka, vom Schmerz darüber, von ihrer Mutter, Schwester, Tochter, Enkelin auf unbestimmte Zeit getrennt zu sein.

Alyona sagt, heute schaue die ganze Welt auf die Ukraine. Aber 2014 hätten die Menschen in der Westukraine dem Donbass die Schuld an der Übernahme der Separatisten und am Krieg gegeben. „Es fühlte sich an, als ob sie denken: Wir sind pro-russisch und haben uns die Lage selbst zuzuschreiben.“ Damals interessierte sich fast niemand, nicht einmal die eigenen Landsleute, für das Leid im Osten, sagt sie. Mit ihrer Tochter floh sie zwischenzeitlich in den Süden nach Odessa. Aber sie fanden dort keinen Anschluss. „Wir fühlten uns fremd unter unseren eigenen Leuten.“ Sie kehrten nach Schtschasstja zurück.

Ira glaubt, Alyonas Gefühl sei das Resultat einer pro-russischen Propaganda, der sie jahrelang ausgesetzt war. Man wollte das ukrainische Volk entzweien und streute Lügen. „Damit Alyona nachts ruhig schlafen konnte, hat der Patenonkel meines Soh-

nes im Donbass gekämpft und wurde zwei Mal am Kopf verwundet.“ Neulich erzählte eine aus Mariupol geflüchtete Frau in Reutlingen, sie wisse nicht, wer auf ihre Verwandten geschossen hätte: die ukrainische Armee oder die Russen. Der Klang von Iras Stimme verändert sich, als sie dies erzählt. Aussagen wie diese sind für sie das Allerletzte. Für die Westukrainerin sind die Ukrainer ein Volk ohne Hierarchien, von Uschgorod bis zum Donbass, alle gehören gleichwertig dazu.

Alyona dagegen sagt, es sei eine Tatsache, dass in Schtschasstja sowohl Russen als auch Ukrainer geschossen hätten. Na und? Der Aggressor sei trotzdem Russland. Wie sollten sich die Ukrainer denn sonst verteidigen? Für Alyona hängt die Loyalität zu ihrem Land weder davon ab, wer wo geschossen hat, noch davon, welche Sprache sie spricht – im Donbass sprechen sie eben beides: „Ira hat in Uschgorod Fliegeralarm erlebt, aber in ihrem Leben noch nie den echten Krieg gesehen. Wenn du zusammen im Keller kauerst und sie auf dich schießen, interessiert es niemanden, ob du Russisch oder Ukrainisch sprichst.“

Für Alyona würde ukrainische Loyalität bedeuten, sich ein Zimmer in der Westukraine leisten zu können, wo kaum geschossen werde. Stattdessen musste sie nach Deutschland: Jede europäische Stadt sei derzeit günstiger als die Westukraine, sagt sie. Dort eine Wohnung zu mieten kostete bis zu 2000 US-Dollar. Auch aus Städten wie Lwiw würden viele Menschen ins Ausland fliehen und ihre Wohnungen für horrende Summen an Geflüchtete aus dem Osten vermieten, die den Bomben entkommen sind. „Wie Ira“, fügt sie hinzu und zieht dabei die Augenbrauen hoch.

Die Autorin Marina Klimchuk ist gebürtige Ukrainerin und kam mit fünf Jahren nach Deutschland.



Dieses Handyfoto entstand auf der Flucht der beiden Frauen aus dem Minibus heraus an der Grenze am Länderdreieck Ungarn/Slowakei/Ukraine.

FOTO: PRIVAT